

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 222 (1949)

Artikel: Blancas Gehörn
Autor: Schütz, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655487>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Blancas Gehörn

Von Hans Schüh

Berti stand vor seinem Tragreß und band einen Sack mit Haferflocken und ein hölzernes Käsegebirde mit kräftigen Schnurzügen darauf fest. Er hatte seiner Mutter heute den ersten Käse von der Alp gebracht und machte sich nun zur Rückkehr fertig. Der Weg war lang und heiß, man mußte im frühen Nachmittag aufbrechen, um zur Melkzeit oben zu sein.

Berti wandte sich an die Mutter, die hinter ihm am Brunnen ein Paar von seinen Hosen fegte. „Hast du nun jemanden gefunden für den Heuet?“ — „Noch nicht, nein. — Die Jungen fahren lieber talaus, in die Fabrik.“ Sie klemmte die triefenden Hosenbeine am Draht fest. „Dort ist der Feierabend näher — und auch das Wirtshaus...“ — „Aber, Mutter, du denkst doch nicht —, du kannst doch nicht allein...“ — „Peter im Grund will dann kommen, bloß muß er selbst zuerst heuen. Vielleicht kommt auch Regine... Ich selbst kann auch noch zeitiger aus den Federn, und Jakob hilft ja schon recht brav.“

Berti sah den zwölfjährigen Bruder drüben am Rain, wie er mit schlanker Haselrute einen Pfeil in den leuchtenden Junihimmel schoß. Er hörte den Knaben jubeln: „Schau, Mutter, bozengerade in die Luft und so hoch! Ich glaube, er ist oben geblieben...“

Unverwandt starrte der Schüke in die Bläue.

Am kleinen Waschbrett neben dem Brunnen-trog klatschte Hilda, die kleine Schwester, ihre Nastücher, eifrig und flinken Schwungs wie die Mutter mit den Linnen zu tun pflegte.

Jetzt hob sie aufatmend den Kopf und spähte nach Jakob. „Mutter — und wenn der Pfeil in den Himmel flog? Hat ihn nicht Vater dann vielleicht sehen können?“

Da tauchte die Mutter mit den Armen tief in den Brunnen, zog ein Tuch heraus und wrang es ungestüm aus, als ob sie mit der Kraft ihrer Hände eine jähe, innere Bewegung niederhalten wolle. Und herb klang ihr Befehl zu Berti hinüber: „Geh jetzt! Der Weg ist lang...“

Er schwang sich die Last auf den Rücken. „Lebt wohl!“

Sie richtete den Blick auf den Sohn, wie er gesund und stolz vor ihr stand. „Ist Blanca munter?“ Seine Augen leuchteten. „Sie gedeiht, ja — und ich möchte sie an kein anderes Kind auf Hohenwald tauschen.“ — „Gut! Dann leb wohl!“

Nach zwei heißen Wegstunden trat Berti aus dem Tannendunkel ins Freie. Vor ihm lag die Alp. Eine saftgrüne Mulde, deren eine Flanke mit baumlosem Grat schräg an den Himmel grenzte, indes die andere als beingraue Kalkwand steil ins Blaue emporstieß. Winde und Wasser, Eis und Hitze hatten den Fluhrand in Jahrtausenden zerweht und zerwaschen, gespalten und gesprengt, bis er, durchbrochen und zerbröckelt, mit seinen scharfen Zacken einer aufgestellten Riesensäge glich.

Unten, im Boden der Mulde, duckten sich hinter Rundbückeln und gewaltigen Blöcken die Hütten. Ihre Schindeldächer schimmerten wie silbergrauer Filz. Unter den Balken hervor quoll der Herdrauch und stieg in bläulich verwehenden Bändern in die Luft.

Berti zog die Uhr. Es war schon spät. Eben öffnete sein Nachbar die Stalltür, und salbe Kälber stürzten in bockigen Sprüngen heraus. Hintendrein trotteten gemächlich die Kühe und mischten den ruhigen Klang ihrer Glocken in das wilde Gebimmel der Jungtiere.

Berti liebte die Alp...

Wenn nur der Vater noch da wäre... Um wieviel leichter hätten sie es im Tal — und jetzt gerade, vor der Heuernte!

Rasch hatte Berti gemolken. Nun löste er die Stricke. Ein heller Zuruf, ein freundlicher Schlag auf Flanke oder Rücken, und die Tiere eilten davon.

Blanca, das Kind, stand in der Ede. Unmutig warf sie ihren stolzen, weißen Kopf empor und halste den andern nach.

„Ruhig, ruhig!“ mahnte er. Sie aber schüttelte sich, scharrete mit dem rechten Vorderhuf und schnob. Er löste ihr Seil und faßte sie fest bei den Hörnern. „Willst du wohl warten, du wütige Ungebuld!“

Sie jedoch zeigte für solche Bändigung aus Liebe keinen Sinn. Wild bäumte sie sich, Schaumsegen flogen von den Lippen, sie schleuderte den

Burschen hart zur Seite, stürmte an ihm vorbei und traf mit peitschendem Schweif sein Gesicht, daß er sich die Tränen aus den Augenwinkeln reiben mußte.

„Übermütiges Vieh!“ schalt er und lief ihr nach zur Tür. Doch an Lust lag mehr in diesem Wort als an Groll.

Seit zwei Jahren hirtete Berti allein auf Hohenwald. Trotz seiner Jugend galt er unter den Semmen als der besten einer, und seine Tiere glänzten stets, als kämen sie aus einer Schmuckschachtel. Berti liebte sie alle, die gelassenen Kühe wie die launischen Kälber. Blanca aber war ihm wie sein Augenstern...

In jenem bösen Winter, als man den Vater tot aus dem Walde brachte und es für den aufgeschossenen Ältesten plötzlich ein Mannswerk zu erfüllen galt, da war Blanca geboren.

Damals hatte Berti zum erstenmal allein gewacht, hatte zum erstenmal das nasse Junge allein aufs Stroh geschleppt und trocken gerieben. Wohl hatte er die Mutter rufen sollen, wenn die Kuh dem Wurf nahe sei. Doch als es so weit war, unterließ er es. Er wollte beweisen, daß auf ihn in diesen Dingen Verlaß sei. Er wollte der Mutter diese Sorge von der Stirne nehmen, sie hatte der andern Sorgen noch genug.

„Berti“, sprach sie zu ihm, als sie frühmorgens in den Stall kam, „das Kalb soll dein sein. Du kannst ihm den Namen geben.“

Um einen Kopf war er damals neben der Mutter emporgeschossen und mühsam, als würgten ihn die Worte, hatte er zwischen Staunen und Stolz einen Dank hervorgebracht.

Keiner der gebräuchlichen Namen hatte ihm hübsch genug geschienen. Alle möglichen und bekannten hatte er durch Sinn und Ohr gehen lassen, hatte sie bedacht und belauscht, von neuem nach andern gesucht und vor allem die fremden und wohlklingenden erwogen.

Endlich hatte er sich für „Blanca“ entschlossen. Darin deuchte ihm alles zu liegen, das Stolze, das Eigentümliche und Einmalige.

Und seither hatte er Blanca gehütet wie ein Kleinod. Sie war ihm zu einer Leidenschaft geworden, die er nicht verbarg.

*

Doch war in Berti noch eine andere Leidenschaft wach geworden. Sie galt der Kugelbüchse. Er verheimlichte seiner Mutter nichts denn dies, da immer wieder eine dunkle Erinnerung sein Gewissen aufschreckte...

„Ja, ja, Bub“, hatte die Mutter im Winter dann und wann zu ihrem ältern Knaben gesagt, „der Vater bleibt heute lange im Wald... Geh in den Stall und fang an!“

Er hatte dann die Laterne anzünden und den Kühen das erste Heu in die Krippe schieben müssen. Dabei hatte er oft überlegt, warum der Vater manchmal so viel später heimkomme und warum die Mutter dann immer so ernst und schweigsam sei.

Einmal hatte ihn die Neugier verführt, heimlich den väterlichen Rucksack zu erforschen, der im Estrich hoch und kaum erreichbar unter dem Giebel hing — und in zitternden Händen hatte er den kühlen Lauf der Büchse gehalten, die er, in ihre Teile zerlegt, darin vorgefunden...

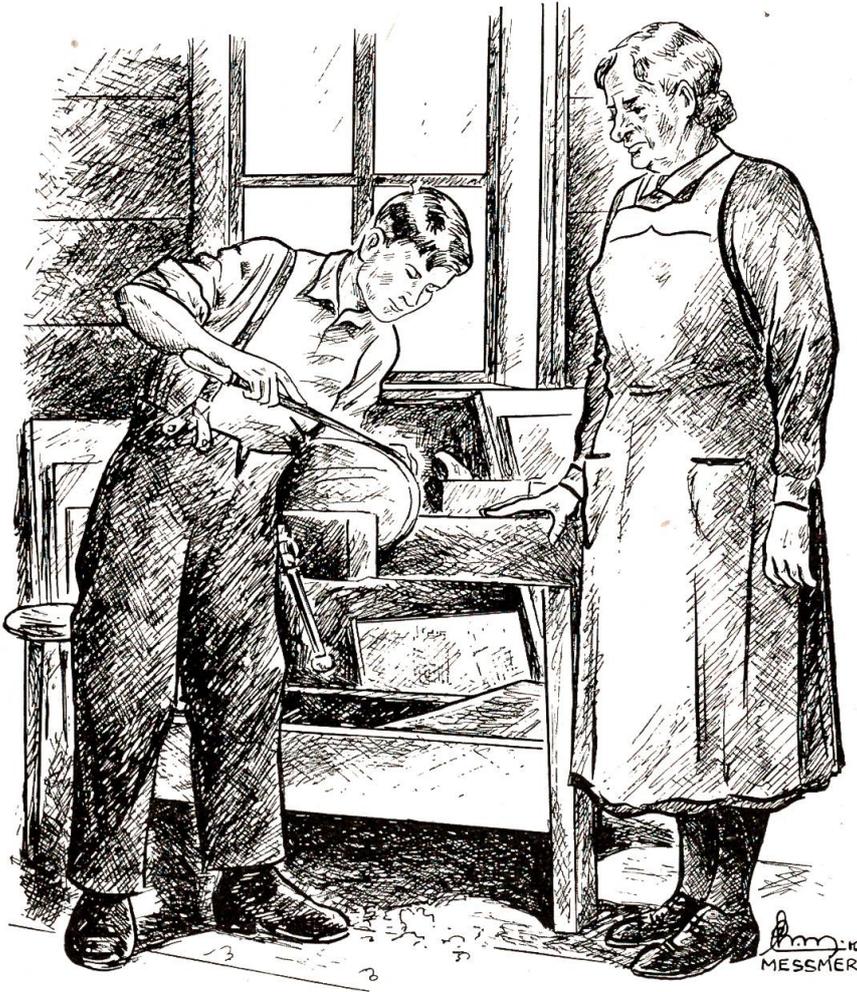
Von da an hatte der Knabe um die Ursache des mütterlichen Kummers gewußt, von da an aber wuchs in ihm auch die Bewunderung für die verbotene, die lockende und gefährliche Mannstat.

Nur damals, als sie den Vater auf einem Lager von Tannästen dahergebracht hatten, blutig und leblos, und von der stürzenden Tanne, die ihn, den tüchtigen und gewohnten Holzer, getroffen, erzählt hatten, damals verdrängten Schmerz und trübe Ahnung des Unausgesprochenen die leise erwachte eigene Leidenschaft.

Aber sie züngelte wieder empor und erhob sich zu lebendiger Flamme.

Im vergangenen Winter hatte sich Berti, in Vaters Werkstatt allerlei Geräte flickend und neue bastelnd, ein firschbaumenes, ovales Brett zugeschnitten. Die Mutter war dazugelaufen und hatte ihn über sein Vorhaben befragt. Eine Figur wolle er sich herauschnitzen — oder ein Wappen. An Sommerabenden auf der Alp hätte er oft Lust und Weile zu solchem Zeitvertreib.

Ihre kühlen, grauen Augen hatten ihn lange angesehen. Dann aber hatte sie ihn zur Wahrheit gewiesen, heftig wie noch nie: „Über die Büchse, Berti, die Büchse bleibt hier!“



„Aber die Büchse, Berti, die Büchse bleibt hier!“

Die Röte war ihm in die Wangen geschossen, als ob er im Widersglanz eines Herdfeuers stünde. Gefränkt hatte er sich zur Wehr gesetzt und ihr zum Beweis sein Traggeschiff hervorgerissen, worauf er zwei aufsteigende Bären geschneit hatte.

Sie hatte seinen erregten Worten gelauscht und am Ende, als begründete sie den schroffen Befehl von vorn, die Warnung angefügt: „Denk an den Vater, Berti!“

Zornig war er von ihr gelaufen. Aber sie, weil sie in seine Lüge gestochen hatte wie in eine faule Frucht, über sich, weil er ihr diese Frucht überstürzt und unbeholfen dargeboten hatte.

Diese Beschämung konnte er nicht verwinden. Das Brett nahm er im Verborgenen mit — aus Trotz. Zudem — andere Sennen besaßen auch Büchsen...

Wenn just ihm der große Wurf gelänge!

Und er gelang ihm wirklich. Einmal nach Feierabend konnte er das zierliche Gehörn seines ersten Gemshocks sorgfältig in die Brettmitte schrauben und hierauf den seltsamen Wand schmuck in seine Schlafkammer hängen.

Die Nachbarn sahen darin kein Verbrechen. Wohl wilderten nicht alle. Doch wer es wagte, der übte in ihren Augen ein uraltes Recht aus — auch wenn es mit hundert Paragraphen im Widerspruch stand. Keiner verriet je den andern, ohne sich der Verachtung preiszugeben.

Das Jagdglück aber jedem Gast auf die Nase zu binden, wie Berti es tat, das fanden sie töricht.

*

Den ersten Sonntag im August feierte man auf Hohenwald. Gäste aus dem Tal und von den umliegenden Alpen, eine Kapelle, drei Mann hoch, mit Klarinette, Handharmonika und Baggeige versehen, einige Saum Wein und einen rohen Bretterboden, mehr brauchte es nicht.

Heuer half der Himmel mit besonderm Glanz. Die Sonne rollte funkelnd aus einer Gratlücke empor, und die grauen Felsenzähne gleißten, als hätte

man sie mit einem Riesenstahl gefeilt. Unermesslich hoch und voll von zitterndem Blau wölbte sich die Himmelskugel über den Ketten.

Berti bürtete vor der Spiegelscherbe in seiner Kammer die naßglänzenden Locken. Er erwartete heute die Mutter. Wenn das Heu in den Dielen garte, das nachgeschossene Emd auf den Wiesen handhoch stand und die letzten Kartoffelstauden blühten, dann tat sie ihren Gang zum Vieh auf die Alp.

Berti freute sich. Die Mutter würde zufrieden sein. Die Kühe, glatt und glänzend im Fell, gaben Milch wie selten, die Kälber gediehen gut, und Blanca, seine Blanca, würde selbst der wortkargen Mutter ein Lob entlocken.

Den Wand schmuck zwar hatte Berti weggehängt...

Draußen klingelte helles Mädchenlachen.

Berti spähte durchs Fenster und gewahrte eine Gruppe von Töchtern auf dem Weg zur Hütte, darunter Regine, seine Schulgefährtin. Die Mädchen, in blinkender Tracht, glühten vom Aufstiege und beginnender Lust. Gruß und Neckwort kreuzten sich in wohlgelauntem Spiel.

Berti lud sie zu kurzer Rast ein und führte sie durch den Stall. Hinter seinem Rind hielt er an. Es lag ruhig und mahlte; die Kugel des zerriebenen Futters rollte langsam dem Hals entlang.

Ein leichter Stoß mit der Fußspitze schreckte das Tier auf. „Das ist Blanca!“ Die Töchter rühmten sie unumwunden, und in gelassenem Stolz fügte Berti hinzu, daß sie kein schöneres Rind fänden auf Hohenwald.

In der Kammer bei einer Tasse Milch hüpften Scherz und Gesicht gleich wieder wie muntere Quellen.

Plötzlich fiel es Berti ein: „Habt ihr meine Mutter nirgends unterwegs gesehen?“ — „Doch, ich traf sie“, entgegnete Regine, „aber nicht unterwegs... Sie ist zu müde gewesen. Einen Gruß an dich hat sie mir aufgetragen.“

Das Mädchen wurde ernst. „Sie hat schwere Wochen hinter sich...“ Auch die Gefährtinnen entrüsteten sich. Das hätte keine Art mehr heutzutage, wie die jungen Leute davonliefen, dem großen Verdienst und der freien Zeit nach und eine ältere Frau und Witwe allein werken ließen...

Doch die kleine Wolke verschwand rasch. Auch Berti schien nicht gesonnen, seine gute Laune zu wechseln. Er schlüpfte hinaus und kehrte mit seinem Gemsgeweih zurück. Neckisch hielt er das Brett an die Stirn und senkte wie zum Stoß den Nacken.

Eine kreischte auf. „Ein Geißbock!“ — „Du Furchtbare — und wenn dir nachts so einer begegnete“, lachte Berti, „heute abend vielleicht, wenn von uns Burschen keiner mit dir heimkommt!“ — „Ach, ihr Mannsleute“, schnellte sie den Spottpfeil zurück, „man kennt euch ja. Am Tage tut ihr, als röchen wir nach Pech und zur Nacht sucht ihr uns wie die Fliegen den Honig.“ — „Kein großer Unterschied, ob Pech oder Honig“, rief der Bursche, „hängen bleibt am Schluß doch jeder!“

Die Mädchen wollten weiter. Als sie hinaus-

drängten, zögerte Regine leicht. „Berti, du warst sonst nicht so“, eine Falte legte sich ihr zwischen die Brauen, „und — und das Gehörn —“ ihre Stimme wurde leiser — „mein Vater sagt immer: Wer die zahmen Tiere im Stall behalten will, der soll die wilden in Ruhe lassen...“

Er lächelte eigensinnig. „Du hast doch die Rüche gesehen — und Blanca! Ich trage jetzt eben lange Hosen, Reginchen!“

*

Die Sonne stand hoch im Süden. Von den Felswänden widerhallten die Jauchzer. Übermütig quirlte ein Klarinettenlauf über Bahgeigengebrumme und Harmonikaklang hinweg. Die Bretter polterten und quietschten unter dem Takt der schweren Schuhe.

Manche Tochter schielte verstohlen nach Berti. Doch keine hätte sich des Borrangs rühmen können. Er tanzte mit jeder, lenkte sie geschmeidig und stark, wußte wenig zu reden und ließ sie, wenn die Klarinette das letzte Tonleiterchen niederpurzelte, mit fargem Dank weggehen, ohne verstohlenen Händedruck und ohne Frage in heimlich gewechselten Blicken.

Auch Regine führte er einmal. Sie gab sich aber einsilbiger als sonst, und obwohl er wußte warum, schoß ihm dennoch der Troß in den Nacken.

Man hatte sich ja bislang gut leiden mögen. Schon auf Schulwegen hatte man sich allerlei Schabernack gespielt — und dahinter ein freundliches Gefühl verborgen. Ja, man erinnerte sich, einmal ein winziges Tannenbäumchen mit wenigen Kerzen besteckt vor ein Kammerfenster getragen zu haben mit einem Lebkuchenherzen daran, worauf es hieß:

„Auglein blau,
roter Mund.
Denk an mich
zu jeder Stund!“

Daran dachte Berti, nun er die Tänzerin steif und wortlos an den Platz geleitete, und es ärgerte ihn.

Es ärgerte ihn, sich einmal so weit vergeben zu haben. Sie sollte nicht meinen, er sei noch derselbe Schulbub und Christbaumträger. Nein, bei Gott...

Die Nacht fiel ein. Zwei Petrollampen gaben spärlichen Schein. Dem jungen Volk zwar leuchteten sie hell genug.

Plötzlich tauchte unter den Tanzenden ein neuer Gast auf. Der Wildhüter war es, ein junger, schneidiger Kerl. Man erzählte sich, wie er den wägst unter den Wilderern gewachsen sei, voller List wie sie und ebenso tollkühn. Man mußte sich nun doppelt hüten.

Der Wildhüter tanzte oft mit Regine. Das sah Berti wohl, wenn er auch den Kopf wegdrehte in ihrer Nähe. Ja, wenig später saß der Jagdaufseher schon bei ihr am Tisch.

Da verschwand Berti im Dunkel.

Niemand beachtete es. Das Lampenlicht war trübe, und die Sterne flimmerten fern und kühl.

Auf einmal, mitten im nächsten Tanz, schrie eine Tochter auf. Gell, als hinge sie am Messer.

„Ein Teufel, ein Teufel!“

Die Paare stoben auseinander. Die Mädchen flüchteten an den Bühnenrand, indes die Bur-schen, halb von ihnen mitgerissen, sich nach der Schreienden umwandten.

Durch die wegweichenden Paare hüpfte ein seltsames Ungetüm heran. Zottige Felle flatterten, wenn es sich drehte, und oben — wahrhaftig! oben vom schwarz verummten Kopf weg standen zwei Hörner.

Die Musik brach ab, die Spielleute sprangen von der Bank, das Unwesen deutlicher zu sehen. Noch tanzte ein Paar — zwei, drei Schritte — hielt an. Es war der Wildhüter mit Regine. Eben gab er sie frei und wandte sich nach der Bühnenmitte.

Da sprang der Dunkle auf den Tänzer zu. Die lose gelegten Bretter knarrten und polterten.

„Er nimmt ihn! Ai...“ freischte eine. Regine floh, auch der Wildhüter wich rückwärts. Der Dunkle stieß ein dumpfes Gebrüll aus, wie ein erboster Stier brüllt, und duckte sich zu neuem Sprung.

Doch als er vor-schnellte, da glitt der andere wieselflink zur Seite, seine Hand zuckte nach dem Gehörn — und hielt mit einem Mal ein schwarzes Ding hoch ins Licht. Es war eine lange, lose, dunkle Mütze, woraus ein Gemsgeweih baumelte.

Unweit davon, enthüllt und errötend, tauchte aus einem Überwurf von Fellen Bertis Lockenhaupt.

Dröhnendes Gelächter prasselte nieder. Ein Meisterspaß! Schon traten die Musikanten an ihre Plätze zurück, noch sprudelten Gerede und Lachen durcheinander, da ging Berti auf den Wildhüter zu.



„Ich trage jezt eben lange Hosen, Reginchen!“

Er griff nach dem Kopfschmuck. „Gib mir das Zeug!“ — „Heut nicht, Berti, heut nicht mehr! Morgen vielleicht...“

Des Burschen Stimme wurde dunkel. „Gib mir die Sachen wieder!“ Der Wildhüter lachte. „Da — die Mütze!“ Er schüttelte das Geweih heraus und reichte sie hinüber. „Dies hier“, er hob die Hörner hoch, „dies behalte ich. Und das da übrigens auch!“ Er griff nach dem Gemselfell über Bertis Schultern. „Solche Sachen, weißt du, die sammle ich!“

„Laß mich“, knurrte der Bursche böse, „und gib mir das Geweih!“ Der Wildhüter wandte sich an das Jungvolk. Er traute der Gunst des Augenblicks. „Wollen wir ihn ganz aushäuten, den Hörnligottfried?“ Er zerrte am Fell.

Plötzlich waren sie aneinander, plötzlich wurde der Spaß zu verbissenem Ernst, ehe das Jungvolk rings den raschen Wechsel richtig erfaßt hatte.

Wohl war der Wildhüter kein Papierener. Er kannte mancherlei Finten und Schwünge. Doch Berti war entfesselt, drängte den Gegner an die Tische und riß ihn empor. Da traf ihn dessen niederfallende Faust. Taumelnd schier ließ er den umschlungenen Körper fallen, erspähte aber zugleich die nächste leere Weinflasche — und schon umsprühte ein Strahlenkranz von Glassplittern des Wildhüters Haupt. Wie ein Baum stürzte der Getroffene zu Boden.

*

Der Wildhüter klagte nicht. Er hätte wohl kaum Zeugen gefunden. Das wußte er genau.



Wie ein Baum stürzte der Getroffene zu Boden.

Berti hingegen trug seinen Kopf hoch wie ein Hund im Roggenfeld. Regine hatte er nicht mehr getroffen. Er hatte sie auch nicht mehr gesucht...

Seine Gedanken kreisten um anderes. Man war mit dem Vieh zu Tal gezogen in die leckere Herbstweide der Wiesen.

In Schwarzendorf, dem Markttort am See unten, fand die Ausstellung der schönsten Rüge und Rinder statt. Dorthin zog Berti, Blanca an der Halfter führend.

Und was er im geheimen erträumt und erhofft, wurde wahr. Born an der Latte, wo die Rinder standen, seine Blanca, die erste aus einem halben Hundert erlesener Tiere!

Da lockte ihn, als schon die Flinten der Patentjäger knallten, noch einmal die Jagd. Das Glück blieb ihm hold. Kaum auf dem Grat schoß er sich aus einem Rudel heraus den Bock. Das getroffene Tier stürzte über die Fluh hinaus auf

eine vorragende Felskanzel. Berti löste die Schuhe, legte Stücker und Rucksack hin und kletterte hinunter, es zu holen.

Wie er sich, die Beute auf dem Nacken, wieder über das oberste Gesims hinaufzog, sah er den Wildhüter mit einem Gehilfen bei Büchse und Schuhen sitzen. . .

„Es war da noch ein Haar in der Suppe, Berti“, lächelte der Aufseher, „heute habe ich es gefunden!“

*

Es wurde Spätherbst, ehe Berti vor den Richter kam. Dieser kannte seine Kunden. Die Wohlhabenden unter den Wilderern steckte er ins Gefängnis, die Unbegüterten dagegen strafte er mit hohen Bußen. Jedem, was ihn härter trifft. . .

Berti verurteilte er zu einer solchen Buße.

Ja, es war Herbst geworden. Die Nebel hatten sich grau und kühl ins Tal geschlichen. Die Bäume tropften, und das Laub fiel.

Auch in Berti war es grau und kühl geworden. Nicht bloß des Geldes, nein, der Mutter wegen. Sie hatte sich gewandelt, sie war anders geworden mit ihrem großen Sohn. . .

Damals, als sie vom Grat ins Tal gekommen waren, er zwischen Wildhüter und Gehilfe in gesicherter Mitte, und ihn, den trozigen und stummen Sohn, vor die hagere, schwarzgekleidete Frau hingestellt hatten, als wollten sie sagen: Schau, Witwe, so einer ist er, dein Sohn! — da hatte sie das geheuchelte Bedauern des Aufsehers jäh unterbrochen: „Muß er gleich mit, oder bleibt er noch da?“ Der Wildhüter hatte gelächelt. „Die Sache ist ja klar. Man wird ihn dann schon vorladen. Für heute kann er hierbleiben, es muß doch wohl auch gemolken sein und gehirtet.“ — „Das kann ich ohne ihn, wenn es sein muß. Komm, Bub!“

Sie hatte die Fremden keines Blickes mehr gewürdigt und war dem Sohn voran in die Stube geschritten.

Sie hatte am Fenster gestanden, lange und wortlos, und ihn endlich vor Vaters Bild gerufen, das in dunklem Rahmen an der Wand hing.

„Es ist in dir — wie in ihm. . . Aber eins nicht, Bub! Feig war er nicht, dein Vater. Hintergangen hat er mich nie!“

Sonst nichts. Keine Klage, keine Mahnung, keine Strafe. Und doch, das fühlte Berti wohl, stand von nun an eine Wand unsichtbar zwischen ihnen.

Er schuftete sich die Hände wund neben ihr her, er erhob sich mit dem Frühwind und blieb rastlos bis in alle Nacht.

Sie lobte ihn nicht, sie tadelte ihn nicht, sie besprach knapp das Nötige und schwieg. Ja, sie schwieg — und dieses Schweigen sagte ihm mehr, denn hundert harte Worte.

Mit Jakob und Hilda war sie freundlich. Doch auch die Kinder spürten das Veränderte und Befremdliche. Oft drängte sich das Mädchen heran und bettelte mit den Augen: „Was hast du, Mutter?“

Dann strich sie ihm wohl über den Scheitel: „Ich muß wieder viel an den Vater denken, Kind. . .“

Ja, es war Herbst geworden — auch zwischen einer Mutter und ihrem Sohn. . .

Die Nebel zogen unstill den Felsen entlang, und harsch blies der Wind von den Gräten. Man roch den ersten Schnee darin.

Noch weidete das Vieh am steilen Hang hinter dem Haus. Berti stand am Brunnen und starrte zu den Röhren hinauf. Er würde sie nun nicht mehr ins Freie lassen. Der Boden war tückisch und glatt.

Ruhig schritten die Tiere hin und her. Die beiden Kälber, Blanca dann — und die vier Röhre. Bertis Blick blieb an ihnen haften. Mit zweien würde er zu Markte müssen. Auf Martini verfielen die Schuldzinsen — dazu, eben. . . Sonst hätte wohl der Erlös eines einzigen Tiers gereicht.

Blanca rieb sich den Hals an einem Hornstamm, warf den Kopf hoch und schüttelte sich vor Lust. Von ihr würde er sich nicht trennen können, nie.

Auch wenn zwei andere Barren leer stehen müßten, auch wenn die Milch knapp würde diesen Winter, bis die beiden behaltene Röhre neumelken wären.

Auf einmal stuzte Berti, stuzte über sich selbst. Müßte er eigentlich nicht Blanca verkaufen? Brächte nicht sie das Doppelte ein?

Sicher — denn schon an der Ausstellung in

Schwarzendorf hatte er ein hohes Angebot abgewiesen. Ob er heute wohl ein solches Angebot ebenso leichten Herzens ausschlagen könnte?

Berti starrte wieder den Hang hinauf. Blanca graste ruhig, das leichte Neigen des gesenkten Hauptes wechselte mit dem bedächtig vorrückenden Schritt...

Nein, Berti schüttelte den Kopf, nein auch heute könnte er das Rind nicht in fremde Hände geben, um keinen Preis.

Und doch — wer war an allem schuld? An wem läge es, ein Opfer zu bringen?

Berti stampfte mit dem Fuß auf die Steinplatten. Nein — sie ist meine Einzige; nein — es muß anders auch gehen.

Die Nebel begannen zu sinken, unmerklich verdämmerte der Tag. Berti lockte die Tiere. Sie grasten weit oben am Hang. Dort fanden sie noch Futter.

Schwerfällig hoben die Kühe den Kopf, sahen nach dem Meister, vorsichtig, Schritt vor Schritt mit schräge eingestemmt Beinen querten sie die Halde und kamen allmählich tiefer.

Anders Blanca. Sie tat, als höre sie Berti nicht. Zärtlich rief er hinauf: „Komm, komm, Blanca! Komm, komm...“

Da hob sie die Nase, schnupperte in der Luft, sah die andern Tiere dem Hause nahe, schüttelte unmutig den Kopf —

„Blanca!“ schrie Berti. Er ahnte Unheil. Das Rind war so übermütig.

Doch schon stürmte sie los, hangabwärts, den andern nach. „Blanca!“ Verzweifelt brüllte es Berti.

Sie raste weiter, ungehemmt und ohne die Gefahr zu sehen. Plötzlich geriet sie ins Gleiten, rutschte mit gespreizten Beinen, schneller, immer schneller. Sie überschlug sich und kollerte, die Beine flegelten durch die Luft.



Sie aber kniete nieder, und da sich der stolze, weiße Kopf des Rindes...

Berti war ihr entgegengestürzt. Auf einer kleinen Bodenwelle hinter dem Haus blieb sie liegen, das linke Vorderbein in schrägem Winkel geknickt unter dem Kopf. Zu helfen war da nicht mehr...

Berti war hinzugerannt, er hatte das gebrochene Glied gesehen. Fluchend wandte er sich ab. Nein, es konnte nicht sein, es durfte nicht sein...

Beide Hände stemmte er an die ausliegende Flanke des Tieres. Er versuchte es zu stützen.

„Blanca“, schrie er, „du — steh doch auf!“

Das Rind merkte, was er wollte. Ein Ruck,

es bäumte sich auf, halb gelang es ihm, sich aufzurichten, doch der Gliedstummel vorn pendelte, knickte ein, und schwer schlug der Leib auf die andere Seite. Blanca schnaubte heftig. Ihre großen, erstaunten Augen glitten an Berti vorbei.

Da trat die Mutter aus dem Haus. Sie stützte und eilte herzu. Mit beiden Armen hielt der Sohn des Rindes Hals umklammert.

„Es ist nicht wahr, Mutter“, stieß er hervor, „nein, es ist nicht wahr...“

Sie ging um das Tier herum. Noch einmal bäumte es sich und fiel wieder hin. Die Mutter wiegte das Haupt.

„Da hilft niemand mehr“ — ihre Stimme zitterte und stieg heftig an: „Jetzt geh, Bub — jetzt hol die Büchse!“

Berti hämmerte mit den Fäusten den Boden. „Ne“, knirschte er, „ich — ich kann nicht...“

„Dann kann ich es, Bub!“

Sie schritt ins Haus.

Als die Frau mit der Büchse aus der Tür trat, richtete der Sohn den Blick entsetzt auf sie, sprang auf, und, beide Hände vors Gesicht gepreßt, rannte er davon.

Sie aber kniete nieder, und da sich der stolze, weiße Kopf des Rindes ermattet zur Seite neigte, fiel der Schuß.

*

Im nächsten Sommer fuhr Berti mit seiner kleinen Herde wieder nach Hohenwald. Gleich am ersten Abend befestigte er über der Hüttentür ein zierliches Rindergehörn. Das war ihm Erinnerung und Gelübde in einem.

Das Kirschbaum Brett mit den Gemstrickeln aber schleuderte er über die Fluh weit in die Trümmerrunfen hinab.

Wenn in spätern Jahren ein Wanderer zuweilen oder ein Hüterknabe erstmals an Bertis Hütte vorbeikam, hemmte er wohl den Schritt und staunte an den Türsturz empor. Noch immer trug der Querbalken das Stirnbein eines Rinderkopfes mit weißen Haarbüscheln und leichten Hörnern, die in hübscher Schweifung nach vorn und aufwärts wiesen. Und forschte der Staunende bei einem alten Küher nach Herkunft und Sinn der absonderlichen Zierde, so hieß die Antwort:

„Es ist Blancas Gehörn. Befrag den Berti darüber, er weiß mehr...“

Dazumal aber als über dem First von Bertis neuer Hütte die Bänder des Aufrichtebaums flatterten — denn die alte Stallung war für des Sennen Herde zu eng geworden — und im Tal unten die Bauleute über den festlichen Tisch hinweg auf des Bauherrn und seiner Frau Gesundheit anstoßen wollten, da stand, hager und schlohweiß im Haar, die Mutter auf, ergriff ihr Glas, führte es ohne zu zittern und mit lächelndem Ernst der Schwiegertochter und dem Sohn entgegen und sagte: „Wißt ihr, auf wen ihr vor allem Anfang anstoßen müßtet? Auf Blanca! Sie hat euch Glück gebracht!“

Da neigte sich Berti über den Tisch zu seiner Frau und versetzte bedächtig: „Auf Blanca? Meinst du auch, Regine?“

Die junge Bäuerin hob ihr Glas.

„Nein, nicht auf Blanca zuerst“, widersprach sie dann fröhlich, „sicher nicht... Dir, Mutter, dir soll es heute vor allen andern gelten!“

Die Erfindung der Zigarette

Es war im Jahre 1831. Ibrahim Pascha, der Vizekönig von Ägypten, belagerte Akka. Seine Artillerie hatte sich vortrefflich gehalten und sollte dafür belohnt werden. So ließ der dankbare Feldherr einen großen Ballen besten ägyptischen Tabaks und eine riesige Wasserpfeife in das Lager der Kanoniere schaffen, denn schon damals gehörte das Rauchen zu den höchsten Genüssen des Soldaten. Kaum hatten diese aber begonnen, sich des Geschenkes zu erfreuen, da begannen die belagerten Türken erneut die Kanonade. Eine der ersten Kugeln traf die Wasserpfeife und setzte sie außer Gefecht. Die Ägypter erwiderten das feindliche Feuer und brachten es bald zum Schweigen. Ihre Wasserpfeife aber wurde dadurch nicht wieder heil. So zerbrachen sich die Kanoniere obendrein auch noch die Köpfe über der Frage, was nun mit dem köstlichen Tabak geschehen sollte. Da ergriff einer von ihnen eine der herumliegenden Papierhüllen, die zum Anzünden der Lunten dienten, stopfte sie voll Tabak und setzte sie in Brand. Die Zigarette war erfunden.



Der Kapellenweg in Saas-Fee – Im Hintergrund Alphubel und Täschhorn
Photo Otto Zurter, Davos-Platz